
Christoph Nonn

Vom Wert landeshistorischer Meistererzählungen in stürmischen Zeiten

Zumindest die politische Geschichte des Landes Nordrhein-Westfalen ist lange Zeit von einer bemerkenswerten Stabilität geprägt gewesen. Diese langfristige Stabilität ist umso bemerkenswerter, als das Land 1946 in eine chaotische Situation hinein gegründet wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschten hierzulande Hunger und Elend. Große Teile der Industriestädte an Rhein und Ruhr waren eine Ruinenlandschaft. Durch die Ruinen schlurften abgemagerte Gestalten, die an wenig mehr als das eigene Überleben denken konnten. Der gesellschaftliche Zusammenhalt war zerstört, der Schwarzmarkt blühte. Ehemalige Nationalsozialisten und ihre Gegner, Anhänger von Marktwirtschaft und Planwirtschaft, Arbeiter und Bürger, religiöse und säkulare Kräfte standen sich scheinbar unversöhnlich gegenüber.

Aus dieser chaotischen Situation entstand dann innerhalb eines knappen Jahrzehnts eine wohlgeordnete Wohlstandsgesellschaft. Die ökonomische Lage verbesserte sich so rasant, dass die Zeitgenossen von einem „Wirtschaftswunder“ sprachen. In der Politik verschwanden die zur Zeit der Landesgründung noch starken radikalen Gruppen am linken und rechten Extrem des Parteienspektrums. Bereits Mitte der 1950er Jahre hatte sich in Nordrhein-Westfalen ein Zweieinviertelparteiensystem entwickelt. Christdemokratie und Sozialdemokratie wurden zu zwei großen Volksparteien, deren Positionen sich zunehmend annäherten und die sich in der Regierung abwechselten. Die Viertelpartei FDP diente als flexibler Mehrheitsbeschaffer. Politische Fundamentalopposition, wie sie an Rhein und Ruhr während der Zeit des Kaiserreichs, der Weimarer Republik und in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg weitverbreitet gewesen war, gab es nicht mehr.¹

1 <<http://www.wahlen-in-deutschland.de>> (26.8.2019).

Diese Stabilität der politischen Landschaft hielt mindestens ein halbes Jahrhundert an, wenn nicht sogar ein ganzes Lebensalter. Sie wurde begleitet von einer Kontinuität langfristiger epochaler Trends, die seit der zweiten Hälfte der 1950er Jahre Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur des Landes prägten: die Entwicklung von der Industrie- zur postindustriellen Dienstleistungsgesellschaft, eine durch alle oberflächlichen Umbrüche hindurch dauerhafte Zunahme des Wohlstands und ein allgemeiner Individualisierungsprozess.

Ob diese wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Langzeittrends immer noch anhalten, mag hier offenbleiben. Es gehört zu ihrer Natur, dass ihre Entwicklung sich erst aus der Rückschau über längere Zeiträume beurteilen lässt. In der Politik ist allerdings in letzter Zeit ganz offenbar eine Zäsur eingetreten. Und diese Zäsur erscheint mir als nichts weniger als ein Strukturbruch. Eine lange Phase politisch stabiler Verhältnisse hat stürmischen Zeiten Platz gemacht.

Dieser Bruch hat sich in Nordrhein-Westfalen vielleicht etwas später ereignet als auf bundespolitischer Ebene. Im Bund hat sich das Ende des Zweieinviertelparteiensystems bereits mit dem Eindringen der Grünen in den Bundestag Ende der 1970er Jahre angekündigt. In den nordrhein-westfälischen Landtag haben die Grünen es bekanntlich erst 1990 geschafft. Zu diesem Zeitpunkt war die ursprünglich als Fundamentalopposition zum bestehenden Politikbetrieb konzipierte Partei schon etwas ruhiger geworden. Bei ihren Abgeordneten machten die selbstgestrickten Pullover schon hier und da Kostüm und Sakko Platz. Als Juniorpartner der SPD ließen die Grünen sich zudem bald in das seit den 1950er Jahren etablierte Parteiensystem einbauen.

Spätestens seit dem Jahr 2012 jedoch gibt es dieses etablierte Parteiensystem nicht mehr. Seitdem ist ein Sturm nach dem anderen durch die politische Landschaft Nordrhein-Westfalens gefegt. Am stärksten sind davon CDU und SPD zerzaust worden. Als große Volksparteien vermochten sie zwischen den 1950er und den 1990er Jahren öfter sogar allein zu regieren. Davon können Christ- wie Sozialdemokraten heute nur noch träumen. Seit 2012 haben beide Parteien die schlechtesten Wahlergebnisse seit Bestehen des Landes Nordrhein-Westfalen verkraften müssen. In Umfragen macht die SPD heute eine noch schlechtere Figur, die CDU schneidet nur unwesentlich besser ab als auf ihrem bisherigen Tiefpunkt. Statt langfristiger Trends wird die politische Entwicklung in Nordrhein-Westfalen mittlerweile von einer Erdrutschwahl nach der anderen geprägt. Neue Parteien kommen und gehen, Neugründungen werden quasi aus dem Stand in den Landtag katapultiert. Für die Grünen hatte das Eindringen ins Parlament dagegen noch einen langen Atem erfordert, wie schon der Abstieg und letztlich das Ausscheiden von Zentrum und KPD in den 1950er Jahren ein langsamer Prozess gewesen war. Schließlich sind Parteien, die zur Fundamentalopposition nei-

gen, mittlerweile wieder so stark im Landtag vertreten wie zuletzt 1947, in der chaotischen Gründungszeit des Landes.²

Die Hintergründe dieses epochalen Strukturbruchs, dieser Rückkehr zu stürmischen Zeiten, sind vielschichtig. Anders als der Befund der Veränderungen im politischen Bereich sind sie wesentlich schwerer zu diagnostizieren. Die Auflösung von festgefühten Sozialmilieus und ihre Ablösung durch kurzlebige Lebensstilorientierungen dürfte eine wichtige Rolle spielen. Politikverständnis und Formen politischen Engagements haben sich verändert, Wahlentscheidungen sind spontaner geworden. Wesentlich beunruhigender ist die von Demoskopen gemachte Beobachtung, dass auch demokratische Werte und Organisationen an Ansehen verlieren. Abnehmende Wahlbeteiligung und sinkende Bereitschaft zum Engagement in Parteien sind dabei nur die Spitze des Eisberges. Immer weniger Menschen erscheint auch das Leben in demokratischen Verhältnissen von großer Bedeutung. Eine wachsende Zahl von Bürgern zeigt Sympathien für „starke Männer“, für ein Regierungssystem ohne Kontrolle durch unabhängige Gerichte und Medien, ja sogar ohne Parlament und die regelmäßige Legitimation von Politik durch Wahlen.³

Solche Befunde sind umso beunruhigender, als sie in Zeiten wirtschaftlicher Hochkonjunktur gemacht werden. Wenn die liberale Demokratie, wenn die im Parlament seit langem etablierten Parteien in solchen Zeiten an Prestige verlieren, was ist dann erst zu erwarten, wenn die Hochkonjunktur einer Rezession Platz macht? Und die Anzeichen dafür, dass der seit mehr als einem Jahrzehnt anhaltende wirtschaftliche Aufschwung sich seinem Ende nähert, verdichten sich bereits. Dazu tragen auch die weltweit aufziehenden dunklen Wolken bei. Die EU, die NATO, ja die gesamte nach dem Ende des Kalten Krieges etablierte liberale Weltordnung befinden sich in einer tiefen Krise, deren Überwindung ebenso wenig abzusehen ist wie ihre wirtschaftlichen Folgen. Dazu kommt schließlich noch die tickende Zeitbombe der ökologischen Problematik und des Klimawandels. Mittel- und langfristig werden sich dadurch nicht allein Extremwetterlagen, sondern vor allem globale Konflikte um Ressourcen wie auch Flucht- und Migrationsbewegungen potenzieren – wenn es uns nicht gelingt, unsere Lebensweise fundamental umzustellen, von unserem Energieverbrauch über unser Mobilitätsverhalten bis hin zu unserem Essen. Und danach sieht es momentan ganz und gar

2 <<http://www.wahlen-in-deutschland.de/blNRW.htm>> und <<https://www.wahlrecht.de/umfragen/landtage/nrw.htm>> (26.8.2019).

3 Vgl. die Daten zum Rückgang der Wertschätzung von Demokratie in <<http://www.worldvaluessurvey.org>> (26.8.2019) und die teilweise Auswertung bei Yascha Mounk, *Der Zerfall der Demokratie*, München 2018.

nicht aus. Mit anderen Worten: Die stürmischen Zeiten, in denen wir uns jetzt bereits befinden, könnten noch um einiges stürmischer werden. Was jetzt ums Haus pfeift, wird dann vergleichsweise wohl nur ein laues Lüftchen sein.

Nun geben Krisenzeiten manchmal Anlass zur Besinnung. Wenn die Zukunft rosig erscheint und voller Verheißung, gibt es selten Interesse für Geschichte. Bezeichnenderweise führte das sogenannte Wirtschaftswunder der 1950er Jahre zu einer langanhaltenden Phase historischen Desinteresses. Es ist daher vielleicht kein Zufall, dass die Diskussion um ein Haus der nordrhein-westfälischen Geschichte sich in der Vergangenheit jahrzehntelang ergebnislos im Kreis drehte. Und es ist vielleicht auch kein Zufall, dass dieses so lange ergebnislos diskutierte Projekt gerade jetzt, in stürmischen Zeiten, plötzlich wie ein Phönix aus der Asche aufsteigt.

Doch wie soll ein solches Haus der Landesgeschichte aussehen? Was soll es zeigen, was ausstellen? Was soll überhaupt als Landesgeschichte verstanden werden und was nicht? Wann und wo beginnt die Geschichte Nordrhein-Westfalens – mit dem Neanderthaler, mit den Römern, den Preußen oder erst 1946? Welches Narrativ oder auch welche Narrative soll eine landeshistorische Ausstellung produzieren oder reproduzieren? Soll sie Geschichte chronologisch erzählen oder soll sie systematisch vorgehen, verschiedene Teilaspekte vorstellen? Und wenn letzteres, welcher Systematik soll man dabei den Vorzug geben? Der klassischen sozialhistorischen Einteilung in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur? Oder einer an aktuellen Problemen orientierten Systematik, die sich etwa auf Fragen von Migration, Umwelt, Geschlechterbeziehungen, sozialen Spannungen und religiösen Orientierungen konzentriert? Oder soll man solche politisch heißen Eisen lieber umgehen, weil man sich als Ausstellungsmacher daran die Finger verbrennen könnte, wenn man sie anfasst?

Schließlich: Soll ein Haus der nordrhein-westfälischen Landesgeschichte Meistererzählungen aufgreifen? Und wenn ja, welche? Eine ganze Reihe von historischen Konstruktionen zur Sinnstiftung bietet sich dafür an. Zu den populärsten zählt das Bild der Region als Hort von multikultureller Toleranz. Es gibt viele Versionen davon. Die vielleicht bekannteste ist diejenige, die Carl Zuckmayer in „Des Teufels General“ formuliert hat – ganz und gar nicht zufällig im Jahr 1943. Zuckmayer legt dort seinem Protagonisten, dem General Harras, eine Charakterisierung der Gegend am Rhein als „Völkermühle“ Europas in den Mund. Am Rhein hätten seit der Antike Menschen unterschiedlichster Herkunft, aus verschiedensten Kulturkreisen

„gelebt, gerauft, gesoffen und gesungen und Kinder gezeugt – und [...] es waren die Besten [...] Die Besten der Welt! Und warum? Weil sich die Völker

dort vermischt haben. Vermischt, wie die Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem großen, lebendigen Strom zusammenrinnen.“⁴

So schön das formuliert sein mag, so sehr birgt dieses Narrativ vom Rhein als multikulturellem Vorbild doch auch einige Probleme. Dass Multikulturalität nicht von jedermann als ideal empfunden wird, mag dabei noch ein geringeres sein. Schwerer wiegt es in einem Bindestrichland schon, wenn historische Meistererzählungen ungeschriebene Quotenregelungen verletzen, weil sie einen Teil für das Ganze nehmen. Selbst wenn man das vollmundige Lob der Gegenden am Rhein als produktiver „Völkermühle“ Europas ernst nehmen möchte, kann es doch eben allenfalls für das Rheintal zutreffen, wenn nicht nur für Metropolen wie Köln, und vielleicht daneben noch für größere Städte, die wie Dortmund an alten Handelsstraßen liegen. Ländliche Regionen wie das Sauerland, die Eifel, das platte Land um Münster können kaum den Anspruch erheben, historische Hochburgen der Multikulturalität gewesen zu sein. Dennoch gehören sie zu Nordrhein-Westfalen dazu. Das Land ist wie die meisten anderen Länder der Bundesrepublik Deutschland schlicht zu groß und zu bunt, um durch eine Meistererzählung wie die von Zuckmayer als Ganzes erfasst werden zu können.

Auch andere, ähnliche Konstruktionen nehmen bestenfalls Teile für das Ganze und können zudem ihre Ursprünge als ideologische Instrumente nicht verleugnen. So sprach der erste nordrhein-westfälische Ministerpräsident Rudolf Amelunxen in seiner Regierungserklärung 1946 davon, die Bewohner der Region seien

„immer freiheitsliebende Menschen gewesen, kultivierte, zivilisierte Leute, die bei ihrer hohen Achtung vor Würde und Wert des Menschen jede unnötige Beschränkung der persönlichen Freiheit, den Drill, Kommissgeist und Terror verachtet und wie die Pest gehasst haben“.⁵

Das war nicht nur eine offensichtliche Distanzierung vom Nationalsozialismus. Es befreite Rheinländer und Westfalen auch pauschal von der Mitverantwortung für das, was Nationalsozialisten zwischen 1933 und 1945 in Deutschland und Eu-

4 Carl Zuckmayer, *Des Teufels General. Theaterstücke 1947–1949*, Frankfurt 1996, S. 67.

5 Landtag Nordrhein-Westfalen, *Stenographischer Bericht über die Eröffnungssitzung des Landtages des Landes Nordrhein-Westfalen am 2. Oktober 1946 in der Oper zu Düsseldorf*, Düsseldorf 1946, S. 3.

ropa getan hatten – obwohl doch nicht nur der Propagandaminister des „Dritten Reichs“ ein Rheinländer gewesen war.

Andere nach 1945 produzierte historische Meistererzählungen weisen ähnliche Schlagseiten auf. So wurde Nordrhein-Westfalen von seinen Politikern als „soziales Gewissen“ der Bundesrepublik Deutschland und „Lokomotive des Wiederaufbaus“ bezeichnet.⁶ Nach dem Abschluss des Wiederaufbaus Ende der 1950er Jahre hätte man es angesichts von Kohle-, Textil- und Stahlkrise freilich jahrzehntelang auch als kranken Mann der Bundesrepublik etikettieren können. Doch das geschah natürlich hierzulande nicht. Stattdessen präsentierte etwa die historische Ausstellung zum 40. Geburtstag Nordrhein-Westfalens im Jahr 1986 das Land als – wie es im Katalog hieß – „durch die Arbeit und die Welt der Arbeit“ geprägt.⁷ Das konnte man zwar durchaus so sehen. Selbst aus historischer Perspektive war das damals jedoch schon eine geradezu mythische Charakterisierung. Denn bereits seit den 1960er Jahren hatte Nordrhein-Westfalen eine im Vergleich zum Bundesdurchschnitt hohe Arbeitslosigkeit. Daran hat sich übrigens seitdem auch nichts geändert: Unter den westdeutschen Flächenländern ist Nordrhein-Westfalen bis heute das Land mit der höchsten Arbeitslosenquote.⁸

Es sind also schon reichlich Fettnäpfchen aufgestellt, in die treten kann, wer Nordrhein-Westfalens Geschichte mit irgendwelchen mehr oder weniger glorreichen Alleinstellungsmerkmalen schmücken möchte. Vielleicht sollte man deshalb auf solcherart überfrachtete Meistererzählungen besser ganz verzichten. Deswegen muss man nicht gleich auch auf jegliches historische Narrativ verzichten. Eines drängt sich sogar geradezu auf angesichts der stürmischen Zeiten, in denen wir uns befinden und die noch auf uns zukommen werden. Warum sollte ein Haus der nordrhein-westfälischen Geschichte nicht die demokratischen Traditionen in der Region als Ausgangspunkt nehmen? Ein solcher Ansatz wäre nicht nur unkontrovers: Dagegen könnte niemand etwas haben. Material gäbe es genug, ohne dass man in Konkurrenz zu anderen Bundesländern und Regionen treten müsste. Vor dem Hintergrund der aktuellen Herausforderungen der Demokratie würde sich nicht zuletzt auch die Möglichkeit eröffnen, aus der Vergangenheit etwas für Gegenwart und Zukunft zu lernen.

Wenn im Haus der nordrhein-westfälischen Geschichte die demokratischen Traditionen Westfalens und des Rheinlands an den Anfang gestellt würden, dann

6 Christoph Nonn, *Geschichte Nordrhein-Westfalens*, München 2009, S. 75–85.

7 *Im Westen was Neues*. Tagung und Ausstellung der Landeszentrale für politische Bildung NRW (19. Juni – 24. August 1986), Düsseldorf 1986, S. 1.

8 <<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/36651/umfrage/arbeitslosenquote-in-deutschland-nach-bundeslaendern/>> (28.4.2019).

wäre auf einen Schlag auch gleich die Frage beantwortet, an welchem Zeitpunkt die zu konzipierende Ausstellung einsetzen soll. Dieser Zeitpunkt müsste dann 1848 sein, als Forderungen nach einem demokratischen Gemeinwesen zum ersten Mal aufgestellt und zu verwirklichen versucht wurden. Die Ausstellung könnte die Fortsetzung dieser Bemühungen bis zu ihrem vorläufigen Triumph 1918/19 verfolgen. Noch wichtiger wäre es allerdings, dann auch das Scheitern des ersten demokratischen Experiments bis 1933 nachzuzeichnen und die Gründe dafür zu beleuchten. Die Demokratie ist eben nicht zwangsläufig eine Erfolgsgeschichte. Die Produktion und Reproduktion demokratischer Strukturen ist kein Selbstläufer. Das Scheitern der Weimarer Demokratie und die Geschichte des Nationalsozialismus bieten dafür, und für die daraus erwachsenden Konsequenzen, ebenso verstörendes wie fruchtbares Anschauungsmaterial. Für die landesgeschichtliche, regionale Froschperspektive „von unten“ gilt das ganz besonders, weil hier anders als bei der nationalhistorischen Perspektive „von oben“ die individuellen Verantwortlichkeiten deutlicher gemacht werden können.

Mindestens die Hälfte einer Ausstellung zur nordrhein-westfälischen Landesgeschichte sollte aber wohl die Zeit seit 1946 einnehmen. Anders als für die Zeit davor würde ich hier für eine stärker systematische als chronologische Gliederung plädieren. Denn zum einen handelt es sich um die Zeit der Mitlebenden. Wenn man hier zu stark nach chronologischen Abschnitten trennt, besteht die Gefahr, dass die Ausstellung zu einer Art Antiquariat mutiert, in der einzelne Exponate bei Besuchern lediglich isolierte Erinnerungen heraufbeschwören. Entwicklungen lassen sich dann kaum transparent machen, Beziehungen zur Gegenwart nur schlecht herstellen. Zum anderen fehlt es in der Zeit nach 1945, anders als davor, an eindeutigen Zäsuren, oder jedenfalls an einem wissenschaftlichen Konsens darüber. Vielfach klaffen auch schlicht noch gewaltige Lücken in der landeshistorischen Forschung – was umso mehr gilt, je näher man der Gegenwart kommt. Will man die Darstellung aber bis in die Gegenwart führen, bleiben bei einer vorrangig chronologisch arrangierten Ausstellung für die letzten Jahrzehnte mehr oder weniger nur noch „große“ Politik und Parlamentsgeschichte als Darstellungsobjekte übrig.

Demokratische Politik zeichnet sich aber eben dadurch aus, dass sie weit mehr als das ist, was im Landtag, der Staatskanzlei und in den Ministerien geschieht. Eine landeshistorische Ausstellung, die im demokratischen Sinn gestaltet sein und wirken soll, müsste die Bürger nicht nur dadurch anziehen, dass sie deren eigene Geschichte, also die der „kleinen Leute“, darstellt. Sie müsste auch deutlich machen, dass gerade die alltäglichen Dinge im Leben ganz normaler Menschen politisch relevant sind – dass sie Ausdruck und Faktoren der Entwicklung demokratischen Lebens sind.

Wie könnte die systematische Gliederung einer Ausstellung aussehen, die diese Anforderungen erfüllt? Ich habe einige Zweifel daran, dass eine Ausstellung, die sich an den Kategorien klassischer Strukturgeschichte orientiert, dieses Kunststück fertigbringen kann. Strukturhistorische Kategorien wie Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur sind zu abstrakt, um Besuchern ein lebendiges Bild zu präsentieren, in dem sie sich selbst und ihre eigene Vergangenheit wiederfinden könnten. Sinnvoller erscheint mir eine Orientierung an alltäglichen Lebenswelten. Sie könnte um vier Oberthemen kreisen: um die Menschen selbst, um ihre Arbeit, um das Leben jenseits der Arbeit und um die verschiedenen Aspekte menschlichen Zusammenlebens.

So könnten unter dem Oberthema „Die Menschen“ grundlegende generative Erfahrungen und demographische Entwicklungen illustriert werden. Bei seiner Gründung 1946 war die Gesellschaft des Landes Nordrhein-Westfalen infolge des Krieges eine männerarme. Weil knappe Ressourcen wichtig sind und entsprechend umworben werden, hatte das in mancher Hinsicht Folgen, die Emanzipationserfolge vergangener Jahrzehnte für eine gewisse Zeit wieder konterkarierten. So wurden die 1950er Jahre wieder deutlich patriarchalischer, als es etwa die 1920er gewesen waren. Aus der männerarmen entwickelte sich dann durch den Babyboom eine kinderreiche Gesellschaft. Ab den 1980er Jahren folgte schließlich ein Alterungsprozess, der bis heute anhält.⁹

Zum Oberthema „Die Menschen“ gehören ebenso Phänomene persönlicher Mobilität und Migrationen. Am Anfang der neueren Landesgeschichte steht die entwurzelte Gesellschaft am Ende des Zweiten Weltkrieges, geprägt von Evakuierten und Ausgebombten, Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern, Displaced Persons und nicht zuletzt den Vertriebenen. Besonders am Beispiel der letzteren lassen sich Mechanismen und Faktoren gelungener Integration, aber auch die dabei auftretenden Probleme und gesellschaftlichen Konflikte illustrieren. Das gilt gerade auch für den ausgesprochen langfristigen Charakter des Integrationsprozesses. Dasselbe lässt sich teilweise auch schon für die „Gastarbeiter“ historisch fundiert nachzeichnen. Die Darstellung dieser beiden ersten Migrationen kann so auch dazu dienen, historische Erkenntnisse zu verbreiten, die sich auf spätere übertragen lassen, bei denen der Integrationsprozess erst am Anfang steht. Das gilt insbesondere für die Einwanderungen nach 1990, die zunächst von den Um-

9 Quellen zur demographischen Entwicklung: Statistisches Jahrbuch NRW 1949, S. 6–8, 62, und folgende Jahrgänge; Kreisstandardzahlen des Landes NRW (wechselnde Titel seit 1953); ein regionaler Auswertungsversuch mit weiterer Literatur zu gesellschaftlichen Auswirkungen: Christoph Nonn, *Die Zeit nach 1945*, in: *Geschichte des Bergischen Landes*, Bd. 2, Bielefeld 2016.

brüchen in Südosteuropa und den EU-Erweiterungen ausgelöst wurden. Es gilt dann aber auch für die Migrationen der letzten Jahre aus Afrika und Nahost.

Unter dem Oberthema „Die Welt der Arbeit“ muss natürlich als Hintergrund der sektorale Strukturwandel behandelt werden – nicht allein der Abschied von Kohle, Stahl und Textil, sondern auch das weitgehende Verschwinden des Agrarsektors, der anfängliche weitere Ausbau der Industrie, dann der Übergang zur Dienstleistungswirtschaft. Noch wichtiger erscheinen mir freilich die Folgen für die Menschen: die Wohlstandsgewinne durch Produktivitätsexplosion, die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die Verteilung dieser Gewinne, die Entwicklung der Arbeitszeit. Zu diesem Oberthema gehört außerdem auch der Wandel der Arbeitserfahrung durch die Tendenz zu Großbetrieb und Maschinerisierung. Dazu gehört der rasante Bedeutungsgewinn von Bildung aller Art durch die gewachsenen Anforderungen an Arbeitskräfte. Dazu gehört der Rückgang von Familienbetrieben in Landwirtschaft und Handwerk. Und dazu gehört der dadurch und durch die Zunahme der bezahlten Erwerbsarbeit von Frauen ausgelöste Wandel der Familienstrukturen.

Im Zusammenhang mit dem „Leben jenseits der Arbeit“ müssen zunächst Mangelerfahrungen der Nachkriegszeit thematisiert werden. Anschließend sollte die Entwicklung vom Mangel zum Überfluss seit den 1950er Jahren beleuchtet werden. Sie lässt sich nachvollziehen und anschaulich illustrieren etwa für Ernährung, Wohnen, Mobilität und die Utopie der „autogerechten“ Stadt. Auch die Anbindung an globale Märkte gehört in diese Kategorie, und damit verbunden die Planierung der traditionellen Unterschiede zwischen Stadt und Land.

In den 1970er Jahren setzt als dritte Phase ein durch demokratische Basisinitiativen eingeforderter und durchgesetzter Bedeutungsgewinn sogenannter „postmaterieller“ Werte ein. Zu nennen wären hier die Thematisierung von Umweltproblemen, die Wiederentdeckung historischer Bausubstanz und die Wiedereroberung der Innenstädte für die Fußgänger.¹⁰ Dieses Thema erscheint mir von besonderer Bedeutung, weil dabei ein neues Demokratieverständnis sichtbar wird.

Last but not least müsste ein Oberthema „Miteinander leben“ gesetzt werden. Hier können die Gestaltung von Geschlechterbeziehungen ebenso wie Ehe- und Familienpolitik behandelt werden. Hier sollte auch der Megatrend der Individualisierung im Fokus stehen – mit allen Folgen, die sich für Freizeitgestaltung, aber

10 Nonn, Die Zeit (wie Anm. 9), Abschnitt 3.3.–3.5 (mit Hinweisen auf Literatur und Quellen).

auch für die Entwicklung von Vereinen, Religionsgemeinschaften, Sozialmilieus, Wahlen, Bürgerpartizipation und Protestformen ergeben haben.

Damit genug der Einzelheiten. Ein Haus der Geschichte Nordrhein-Westfalens kann und sollte möglichst vielfältige Einblicke in die Vergangenheit bieten. Bei aller verwirrenden Buntheit sollte jedoch eines nicht untergehen: Die Geschichte der Demokratie Nordrhein-Westfalens ist die Geschichte seiner Menschen. Denn es sind die Bewohner des Landes, die nicht nur bei Wahlen, nicht nur durch Engagement in Parteien und Vereinen demokratische Politik machen. Sie tun das auch mit der Auswahl ihres Freundeskreises oder einer Schule für ihre Kinder. Sie tun das mit ihren Konsumententscheidungen, ihrer Wahl eines Verkehrsmittels und ihrem Freizeitverhalten. Sie tun das in der Gegenwart, und sie können es auch in der Zukunft tun, zumindest solange wir in einem demokratischen Gemeinwesen leben. Und das ist vielleicht das Wichtigste, was wir aus der Beschäftigung mit Geschichte lernen können – besonders in stürmischen Zeiten.